



Passato e Futuro

Besuchen Sie uns im Internet:
www.verlagshaus-el-gato.de

Taschenbuchausgabe

1. Auflage erschien unter dem Titel: „Verzeihen heißt nicht vergessen“ 2010 im PeBo Verlag

2. Auflage Januar 2013

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Umschlaggestaltung: Verlagshaus el Gato

Bildnachweis: 123rf

Satz: Verlagshaus el Gato

Lektorat: Andrea el Gato

Druck: SoWa Druck

ISBN: 978 -3-943596-34-2

Passato e Futuro

Mein Weg in eine neue
Zukunft

Gabriele Buchholz

Biografie

Verlagshaus el Gato

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in
der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Für meine Kinder

Vorwort 2012

Als ich dieses Buch geschrieben habe, lebte ich in einer Ehe, die weder glücklich noch unglücklich war. Sie war einfach da. Ich dachte im Traum nicht daran aus dieser Ehe zu entfliehen denn erstens liebte ich meinen Mann irgendwie doch und zweitens hätte ich gar nicht die Courage gehabt. Gerade jetzt, wo ich das Schlimmste überstanden hatte und unsere Kinder groß waren, konnte es nur noch besser werden. Aber es sollte nicht besser werden.

Ich wollte dieses Buch für die Frauen schreiben, die in der gleichen Situation waren. Um ihnen Mut zu machen und aufzuzeigen, dass es ein Licht am Ende des Tunnels gibt. Auch für mich gab es das. Nur anders, als ich dachte.

Viele, die dieses Buch lesen, werden sich fragen, warum ich in den 30 Jahren nie gegangen bin. Ohne meine Kinder wäre ich eh nie gegangen, da wäre ich lieber gestorben. Und mit meinen Kindern? Ich dachte daran, dass sie wegen mir ihr Zuhause und ihre Freunde, ihre Zimmer und das, was ihnen lieb war, verlieren würden. Ich sagte

mir, dass ich durchhalten müsste. Für meine Kinder. Das habe ich getan. Bis zum letzten Tag.

Vor Kurzem fragte mich eine Freundin, ob ich dieses Buch schreibe, weil ich mich an meinem Mann rächen will. Nein. Ich schreibe dieses Buch nicht, weil ich mich rächen will. Und auch nicht, weil ich mir etwas von der Seele schreiben muss, denn das was ich erlebt, womit ich gelebt habe, habe ich aus freien Stücken getan. Ich habe mir oft gewünscht, dass ich etwas ändern oder ein anderes Leben führen könnte und trotzdem habe ich durchgehalten.

Ich entstamme einer Familie, die sich in unserer Stadt durch den Tennissport einen Namen gemacht hatte. Tennis hat in unserer Familie immer eine wichtige Rolle gespielt. Schon mein Großvater besaß in den 30er Jahren eine Tennisanlage und mein Onkel war 18-mal Deutscher Meister. Er konnte Erfolge im Davis Cup und Wimbledon verzeichnen.

Da mein Vater Tennislehrer war, verbrachte ich viele Tage meiner Kindheit und Jugend auf dem Tennisplatz. Auch mein Bruder wurde später Tennislehrer. Auf der Tennisanlage meines Großva-

ters ging die Prominenz ein und aus, der Tennissport noch etwas ganz Besonderes. Selbst wenn mein Onkel ein Turnier in Baden-Baden hatte, waren wir dabei. Die Familie Buchholz war eine sehr große Familie und ich fühlte mich immer sehr wohl mit den vielen Onkeln und Tanten, Cousins und Cousinen.

Ich war noch in der Grundschule, als meine Eltern sich trennten und durch die Scheidung sah ich meine Onkel und Tanten weniger, weil wir Weihnachten oder andere Festlichkeiten nicht mehr zusammen verbrachten. Mir fehlte die große Familie. Ein Haus in unserer Straße, gleich neben unserem, füllte sich zu dem Zeitpunkt mit italienischen Gastarbeiterfamilien.

Die Lehrerin hatte uns Tage zuvor erklärt, dass wir neue Mitschüler bekommen würden, die von weit herkämen, wo es immer warm sei. Diese Familien würden bei uns arbeiten wollen und wir sollten nett zu den Kindern sein. Schließlich seien sie in der Fremde, es wäre kalt und sie hätten keine Freunde hier. Gleich am nächsten Tag kam ein Junge in unsere Klasse. Ich erkannte ihn, er wohnte gleich neben uns. Frau Neikes setzte ihn in die Bank hinter uns und gleich nach der ersten Pause versorgte ich ihn mit Stiften. Das war der Zeitpunkt, als ich meine soziale Ader entdeckte.

Wir wurden dicke Freunde und bald gehörte ich in dem Ausländerhaus dazu. Meine Mutter hatte nichts dagegen und so manches Mal spielten meine neuen Freunde auch bei uns. Aber nicht alle Deutschen waren so. Viele deutsche Kinder durften nicht mehr mit mir spielen aber zum Glück betraf das nicht meine beste Freundin Heidi. Die Leute schimpften auf die Gastarbeiter, die so schmutzig waren, die Kinder so laut und das Haus so verkommen. Nur für mich war es der schönste Sommer meiner Kindheit. Eines Tages stellte Enzos Vater den Fernseher ganz nah an das Fenster in der Erdgeschosswohnung und wir schauten von der Straße aus Schweinchen Dick. Oft war ich auch zum Spaghettessen bei meinen italienischen Freunden eingeladen.

Ein großer Tisch, um den eine große Familie versammelt war, das wollte ich auch mal haben. Einen Sizilianer wollte ich heiraten. In der Straße, wo ich einmal wohnen würde, sollte die Wäsche zwischen den Balkonen über den schmalen Gässchen hängen, so wie ich es im Fernsehen in einem italienischen Film mit Sophia Loren gesehen hatte. So wurden die Weichen gelegt.

Ich wurde mit der italienischen Mentalität und der Sprache schon als Kind vertraut gemacht und

meine Eltern tolerierten meine Freunde, obwohl sie eine andere Gesellschaft gewöhnt waren. Vielleicht wussten sie auch von meiner sozialen Ader. Einmal habe ich einen Karton Tennisbälle über den Zaun der Tennisanlage meines Opas geworfen. Auf der anderen Seite war ein Übergangshaus und die spielenden Kinder sahen sehr ärmlich aus. Natürlich erwischte mich mein Opa und schimpfte mit mir. Am nächsten Tag hatte der Zaun einen Sichtschutz.

Leider führte mich die Suche nach der idealen großen Familie immer auf eine falsche Fährte.

Mit 19 lernte ich Giorgio kennen. Das war 1980. Leider waren wir viel zu jung, aber so hatte ich fast zwei Jahre Zeit mich in die sizilianische Mentalität und Familie einzugewöhnen. Ich lernte Brot backen und ein paar typisch sizilianische Gerichte kochen. Auch mein Italienisch nahm Gestalt an. Ich fuhr mit der Familie nach Sizilien in den Urlaub und versuchte mich einzugewöhnen. Das war aber nicht einfach, weil seine Eltern mich nicht wirklich akzeptierten. Das spürte ich natürlich, und das machte die Sache auch nicht einfacher. Dann musste Giorgio nach Taranto, um bei der Marine seine Wehrpflicht zu erfüllen. Da

fühlte ich mich noch einsamer. In einem seiner Urlaube haben wir dann geheiratet. Vielleicht, um das Ganze zu unterstreichen. Wie gesagt, wir waren einfach zu jung. Während Giorgio wieder in Italien war, lernte ich Angelo in einer Disco kennen. Anfangs waren wir nur gute Freunde. Ihm kam es gelegen, dass ich ein wenig Italienisch sprach, denn er konnte kein Wort Deutsch. Von Giorgio hörte ich nur noch sporadisch, und als wir uns nach ein paar Monaten wiedersahen, kam kein Gefühl mehr rüber. Er hatte Weihnachtsurlaub und wir trafen uns in Sizilien. Ich gab mein Bestes, aber da spürte ich schon, dass die Eheschließung ein Fehler gewesen war. Nach meiner Rückkehr traf ich mich öfters mit Angelo, in dem ich mich gegen alle Vernunft verliebt hatte. Auf der Suche nach Liebe und einer Familie hatte ich mich komplett verlaufen. Wohin mit mir?

Zu Giorgio, mit dem ich verheiratet war, aber mit dem mich nichts mehr verband und den ich jetzt schon seit drei Monaten nicht mehr gesehen hatte? Oder dem Herzen folgend und mit Angelo zusammenbleiben, obwohl er klarstellte, dass er eigentlich nicht vorhatte, jemals eine Familie zu gründen. Es sollte anders kommen, als wir dachten. Die Antwort kam schneller, als ich dachte.

Giovanni meldete sich an. Da beschloss ich, Nägel mit Köpfen zu machen. Schluss mit dem Hin und Her, jetzt musste ich da durch. Schluss mit Disco, Jungs und dem Dolce Vita.

Eine Freundin, die ich aus dieser Zeit kenne, sagte mir letztens: „Du hast teuer für Deine Entscheidung bezahlt.“

Angelo kam aus einem Elternhaus, in dem Geld keine große Rolle spielte. Seine Eltern waren zwar keine Millionäre aber für sizilianische Verhältnisse in den 60er und 70er Jahren ging es ihnen sehr gut. Mein Schwiegervater war einer der Ersten, der mit Plantagen Geld verdiente, und das zahlte sich aus. Meine Schwiegereltern waren auch die Ersten, die einen Fernseher, eine Badewanne und ein Ferienhaus besaßen. Angelo musste im elterlichen Betrieb viel mitarbeiten, aber auch er kannte keine Geldsorgen. Für ihn war es selbstverständlich, immer Geld in der Tasche zu haben. Nach Deutschland kam er, weil er Urlaub machen wollte. Erst war er in Norditalien, dann in Frankreich und später kam er nach Deutschland, um seinen Onkel zu besuchen. Deshalb konnte er auch kein Deutsch, als ich ihn in der Diskothek das erste Mal sah.

Da kamen mir meine wenigen Kenntnisse aus

meiner Kindheit erst recht zugute. Deshalb wurden wir ziemlich schnell Freunde. Freunde!

Aus den drei geplanten Wochen Deutschland wurde dann mehr. Und aus Freundschaft wurde dann auch mehr. Bis zu meiner Schwangerschaft mit Giovanni hatten wir beide noch ein ziemlich lockeres Leben und in den neun Monaten hatten wir Zeit, uns an die Veränderung, die dieses Kind mit sich brachte, zu gewöhnen. Es war für mich wirklich nicht einfach, nicht mehr in die Disco zu können, und noch schwerer war es zu erfahren, wie eifersüchtig Angelo war.

Seit Angelo zu mir in die Wohnung gezogen war, durfte ich das Haus nur noch in seiner Begleitung oder mit meiner Mutter verlassen. Das nervte. Und vor allem nervte, dass er mir sogar vorschrieb, welchen Weg ich zu gehen hatte, um zum Gynäkologen zu kommen oder sonst wohin. Schlimm fand ich auch, dass ich mich im Sommer, wenn es draußen heiß war, statt auf die Wiese oder ins Freibad zu gehen, zum Bräunen lediglich bei geöffnetem Fenster aufs Bett legen durfte. Aber es gab auch schöne Momente. Zum Beispiel, als wir unsere kleine Wohnung renovierten und sie gemütlich einrichteten. Ich fing an, mich an das

Hausfrauendasein zu gewöhnen.

Als Giovanni sechs Wochen alt war, tauchte mein Schwiegervater bei uns auf, er stand plötzlich vor der Tür. Ich konnte nur erahnen, dass er es war, und da Angelo nicht da war, ging er wieder. Es dauerte nicht lange, bis sie zusammen auftauchten. Ich hing gerade die Wäsche im Bad auf als Angelo mich rief. Mein Schwiegervater begrüßte mich herzlich und erzählte, dass er aus Sizilien gekommen sei, weil er gehört hatte, dass er Großvater geworden wäre. In dem Moment, wie auf Kommando, begann Giovanni zu schreien. Ich holte den Kleinen aus seinem Bettchen. Gerührt sah mein Schwiegervater seinen erstgeborenen Enkel an. Der Erstgeborene genießt in Sizilien großes Ansehen. Als er dann nach dem Namen fragte und erfuhr, dass er, genau wie sein Opa, Giovanni hieß, war das Eis gebrochen. Sechs Wochen später sollten wir nach Sizilien aufbrechen und ich fühlte mich am Ziel meiner Träume.

Ein Sizilianer mit Familie. Dieses vermeintliche Glück sollte ich mir sehr schwer erarbeiten müssen. Ich brauchte dafür sehr viel Optimismus, Positivität, Humor, ein dickes Fell und ganz viel Liebe. Zu bieten hatte ich erstaunlicherweise wenig Selbstvertrauen, obwohl ich vom Naturell

her eigentlich der Optimist schlechthin bin, aber sehr viel Ehrgeiz und Humor, und davon mehr als genug. Meine Offenheit und Sympathie hat mich immer weitergebracht. Erst recht im verschlossenen Sizilien.

Rückblende - Pubertät und die 70er

Meine Pubertät unterschied sich nicht besonders von anderen Jugendlichen. Nur wurde meine eher in Frage gestellt. Zu meiner Zeit waren Partykeller der totale Renner, und wer einen vorzuweisen hatte, war in. Häufig waren wir bei Freddy im Partykeller, auf einer alten Couch mit ein paar Lichtorgeln, die rot, blau und grün nach dem Takt der angesagten Gruppe Sweet flackerten, anzutreffen.

Eine Flasche Lambrusco, die wir vorher in einem Supermarkt gekauft hatten, machte die Runde. Im Winter war es saukalt da unten, aber es war der beste Partykeller weit und breit. Ich selbst war auch im Besitz eines Partykellers. Eine alte Waschküche, die ich mit Postern und einem alten Tonband ausstatten durfte. Fertig! Einige Pärchen

knutschten in der Ecke und andere fand man unter der Kellertreppe. Wer nicht mit der Zündapp kam, hatte einen Fußmarsch hinter sich. Bis 22:00 Uhr durften wir bleiben, dann war Feierabend.

Meine Mutter war in dieser Hinsicht einfach toll. Ich durfte mir ein paar Freiheiten heraus nehmen, die andere Teenager nicht so hatten. So verlebte ich die ersten Tage meiner Pubertät und meiner ersten Liebe, ohne zu wissen, wo mich das Ganze hinführte. Als mein Freund Schluss machte, brach damals eine Welt in mir zusammen. Leider hatte ich zu Hause keinen Ansprechpartner. Meine Mutter war mit mir alleinerziehend und vielleicht damit sogar überfordert. Sie arbeitete in einer Drogerie und ich war oft mir selbst überlassen. Zwar fand ich es schön, dass sie mir viele Freiheiten ließ, die mir mein Vater sicherlich nicht erlaubt hätte, dennoch sehnte ich mich nach einer intakten Familie. Sie legte Wert auf Pünktlichkeit und das nahm ich gerne in Kauf. Ich war pünktlich und zuverlässig, aber mir fehlte einfach die Familie. Wenn meine Mutter von der Arbeit kam, war sie müde. Sie kochte, machte den Haushalt, aber irgendwie fühlte ich mich vernachlässigt. Ich hatte keinen Ansprechpartner, keinen der fragte, wie es mir ging.

Das war also die Zeit, als meine erste Liebe mit mir Schluss machte. Ich schloss mich Freunden an, die weniger an Ausbildung dachten, dafür mehr ans Bier. Dabei lernte ich Gregor kennen. Gregor war der Drittälteste von zehn Geschwistern. Er wohnte mit seiner Familie in einem Übergangsbau. Das war ein Haus, in dem Familien nur provisorisch untergebracht werden sollten. Allerdings blieben einige in dem Haus wohnen und am Ende folgte der soziale Abstieg. Obwohl ich auch Familien in dem Haus kennenlernte, die dem Dasein in einem solchen Umfeld erfolgreich getrotzt hatten und ihre Kinder zu vernünftigen Menschen erzogen. Als ich das erste Mal zu Gregor nach Hause ging, kam es mir vor, als würde ich eine andere Welt betreten.

Seine Mutter stand mit einem Kittel in der Küche. Sie lächelte mich mit ihrem fast zahnlosen Mund freundlich an. Die kleinsten Geschwister, fünf und sieben Jahre alt, turnten auf den Stühlen herum. Am Fenster standen zwei große Körbe mit ungebügelter Wäsche und der Küchentisch war bedeckt mit allem, was man sich denken könnte. Es lag quasi, wie man so schön sagt, die Butter beim Kamm. Etwas irritiert nahm ich auf dem Stuhl Platz, den mir Gregor freigeschaufelt hatte.

„Möchtest Du etwas trinken?“ , fragte seine Mutter, während sie im Kessel das Essen anrührte. Es roch nach Sauerkraut.

„Nein danke“, erwiderte ich. Nach und nach kamen die weiteren Geschwister, die ich schon kannte. Anstandslos bekam ich einen Teller dazugestellt, als seine Schwester Ulla den Tisch deckte. Augenblicklich gehörte ich dazu. So etwas würde es bei mir zu Hause nie geben. Meine Mutter hätte sowieso die Nase gerümpft über die Wohnverhältnisse, wobei sie nicht so ganz unrecht hatte. Aber all das war unwichtig. Das Erste was ich verspürte war der Zusammenhalt dieser Familie.

Der kleine Eduard fragte: „Wer ist das?“, und zeigte auf mich.

„Das ist Gregors Mädchen“, sagte Ulla und schob sich eine Gabel mit Püree in den Mund.

„Gregors Mädchen“, wie sich das anhörte. Es war einfach nur klasse. Genauso hätte sie sagen können: „Sie gehört jetzt zur Familie.“

Gregor strahlte mich an. Mir war klar, dass er stolz war, so einen Fang mit nach Hause gebracht zu haben. Im Gegensatz zu ihm kam ich aus ‘fürstlichem’ Hause.

Von da an verbrachte ich meine ganze Freizeit bei ihm. Ich wurde immer mehr in die Familie in-

tegriert. Die Leute schauten schon schief und auch mein Ex-Freund nahm mich zur Seite, um mich vor Gregor zu warnen, aber ich schlug alle Warnung in den Wind. Was sollte schon passieren? Auch die schiefen Blicke der Leute fing ich an zu genießen. Schließlich war das auch eine Art der Aufmerksamkeit. Zu dieser Zeit war ich gerade im zweiten Lehrjahr zur Bürokauffrau.

Dabei sollte ich betonen, dass ich diese Ausbildung gehasst habe. Ich wollte nie Bürokauffrau werden. In Mathe war ich eh eine Niete, was sollte ich dann in einem Büro? Aber meine Mutter war der Meinung, dass das DER Job überhaupt sei. Nebenbei erwähnt, war das wohl ihr Traumberuf gewesen. Ich dagegen wollte lieber etwas im sozialen Bereich tun.

Krankenschwester oder Hebamme, das hätte mir gefallen. Aber das kam natürlich gar nicht infrage. Zumal ich die Stelle bekam, weil der Geschäftsinhaber ein Mitglied des Tennisclubs war. Aber mein Chef war korrekt und deshalb war es halbwegs erträglich. Ich hatte auch das Glück oder Unglück, in eine freigewordene Wohnung in unserem Mehrfamilienhaus zu ziehen. Wer konnte das mit sechzehn Jahren schon vorweisen? Eine eigene Wohnung! Mein Wunsch nach

mehr Privatsphäre erfüllte sich damit. Meine Mutter, ihr Lebensgefährte und ich wohnten bis dahin auf 45 Quadratmeter und ein eigenes Zimmer gab es da logischerweise nicht für mich. Ich schlief auf der Couch im Wohnzimmer. Das fand ich ok bis auf die Tatsache, dass ich nichts Eigenes hatte. Keinen Schrank, keine Ecke für meine Poster und auch die Musik wurde abgedreht, sobald sich das Wohnzimmer mit Erwachsenen füllte. Deshalb wünschte ich mir nichts mehr als ein eigenes Zimmer.

Als eine Wohnung im Haus frei wurde, schlug meine Mutter direkt zu. Ich war mächtig stolz, auch wenn ich die Miete von meinem mageren Lehrlingsgehalt selbst tragen musste und mir nur 60 DM übrig blieben. Das Negative an der eigenen Wohnung war, ich hatte keine Kontrolle mehr. Das hieß, ich schlief morgens länger und kam entweder verspätet oder gar nicht zur Arbeit. Abends schlich ich mich auch manchmal raus, um zu meinem Freund zu gehen.

Leise schlich ich die Treppen runter. Wagte kaum zu atmen, und als ich an der Tür unserer Wohnung vorbeikam, hatte ich tierische Angst, dass plötzlich die Tür aufgehen würde. Was würde

mein Gegenüber sagen, wenn er oder sie mich im Dunkeln, mit den Turnschuhen in der Hand, dort sehen würde? Aber das passierte natürlich nicht. Es kam glücklicherweise auch niemand auf den Balkon, der zur Straßenseite herausging. Also schlich ich mich abends um 23 Uhr noch mal weg. Irgendwann schmiss ich die Lehre. Es war doch viel schöner bei Gregors Mutter zu sitzen und zu klönen. Dort ging eh keiner arbeiten.

Meine Mutter dagegen hatte mittlerweile all ihren Einfluss auf mich verloren. Miete zahlte ich, seitdem ich die Ausbildung abgebrochen hatte, keine mehr. Was lag näher, als gleich mit Gregor zusammenzuziehen?

Gregor mietete eine Wohnung in einem Laubengang. So nannte man damals die Häuser mit ganz langen Balkonen. Ich war inzwischen 17 Jahre alt. Gregor und sein Umfeld zeigten mir, wie einfach es sei, Geld vom Staat zu erhalten. Arbeitsamt oder Sozialamt, irgendwer würde schon zahlen. Die Tage wurden mit Nichtstun und die Abende in irgendwelchen Kneipen verbracht. Von meiner Mutter hatte ich seit meinem Auszug nichts mehr gehört. Ab und an meldete ich mich, aber großes Interesse zeigte sie eh nicht. Sie hatte mich wohl aufgegeben. In dieser Zeit merkte ich, dass ich

schwanger war. Als ich zu meinem Gynäkologen ging, der ein guter Freund meiner Familie war, ahnte ich schon, wie er reagieren würde. Schließlich war ich erst 17 Jahre alt.

Als ich meinen Mutterpass in den Händen hielt war ich, in meiner Naivität, sehr stolz. Was für eine Nachricht! Was würde Gregor sagen und vor allem seine Mutter? Es war ein unbeschreibliches Gefühl. Ich fuhr sofort nach Hause. Gregor schlief noch. Ich ging gleich zu seiner Mutter und erzählte ihr die Neuigkeit.

„Ich bin schwanger“, platzte ich mit strahlendem Gesicht heraus.

„Ach ne“, antwortete sie, „das ist aber schön. Weiß Gregor schon davon?“ Besonders überschwänglich hörte sich das nicht an, aber auch nicht so, wie vielleicht meine Familie darauf reagiert hätte. Gregor dagegen nahm die Nachricht fast so strahlend auf wie ich.

Während seine Freunde ihm auf die Schulter klopfen, fühlte ich mich dazugehöriger als je zuvor. Leider waren wir sehr arm. Da Gregor nicht arbeitete und das Geld vom Sozialamt meistens schon am Monatsanfang versoffen war, hatten wir sehr wenig bis fast gar nichts zu essen. Entweder ging ich bei seiner Mutter etwas erbetteln oder bei Nachbarn. Manchmal kam auch sein

jüngerer Bruder, der in einem Supermarkt für uns klauen ging. Dann ging es uns richtig gut, mit Fleisch und allem, was dazugehörte.

Dann musste ich mir nicht mehr mit Spüli die Haare waschen und hatte sogar Kaffee zum Frühstück. In der Regel aßen wir eine trockene Scheibe Brot und tranken eine Tasse Leitungswasser dazu. Die Vorstellung es sei Kaffee vermochte, dass es sogar so schmeckte. In dieser Zeit bekam ich so eine leise Ahnung, was mich wohl mit diesem Mann erwarten würde. Gregor trank sehr viel und dann schlug er zu. Er hatte es zuhause wohl nicht anders gelernt. Seine Mutter schüttelte zwar den Kopf und auch seine Brüder schimpften mit ihm, aber es half nicht wirklich viel. Ob schwanger oder nicht ... ich bekam Prügel. Es wurden in unserer Wohnung Partys gefeiert, es wurde getrunken, fast so, als sei ich gar nicht da. Mein Bauch wurde immer dicker und so langsam merkte ich, in welchem Dilemma ich mich befand. Weihnachten saß ich ganz alleine zu Hause. Wo Gregor war? Keine Ahnung. Und ich hatte Hunger. Großen Hunger. Ich erinnerte mich, dass ich vor ein paar Tagen beim Putzen in der Kammer eine kleine Kartoffel hinter dem Besen gefunden hatte. Ich ging in die Kammer und sie war tatsächlich noch da. Eine

kleine Kartoffel. Ich schälte sie vorsichtig und aß sie.

Das war mein Weihnachtsmahl. Alleine und halb verhungert. Mit 17 Jahren. Optimal war das nicht, aber da ich in der letzten Zeit wohl nur noch nervte mit meinem dicken Bauch, holte sich Gregor sein Vergnügen woanders.

Anfang April stand eines Morgens die Polizei vor der Tür. Sie hatten einen Haftbefehl, weil Gregor noch eine Strafe wegen Körperverletzung absitzen musste. Drei Wochen sollte er in die JVA und ich war im 9. Monat. Mein erster Gedanke war natürlich, dass er wohl nicht da sei, wenn das Baby käme. Am 23. April sollte er entlassen werden.

Die drei Wochen empfand ich als Erholung, aber gleichzeitig fühlte ich mich sehr einsam. Einen Tag bevor er entlassen werden sollte, entschloss ich mich, ihm eine Freude zu machen. Ich wollte ihn von der JVA abholen. Eigentlich sollte er am Morgen des 23. entlassen werden, aber ich konnte es kaum aushalten und fuhr schon am Nachmittag des 22. April. Das Gefängnis war von meiner Heimatstadt circa 50 Kilometer entfernt. Ich fuhr mit dem Bus dorthin. Es war ein schöner Frühlingstag. Um mir die Zeit zu vertreiben, schaute ich mir die Kleinstadt, in welcher sich die JVA befand, an.

Langsam wurde es Abend und ich sehnte mich nach einem Bett. Außerdem war es noch ziemlich kalt und in der Nacht lief ich die Straße vor dem Gefängnis auf und ab. Es war eine sehr lange Hauptstraße und doch sah ich manchmal Leute, die vom Fenster zu mir herunterschauten. Klar, eine Hochschwangere, die die Straße auf und ab geht, die fällt auf. Ich suchte in der Nacht nach einer offenen Haustür und fand auch eine. Leise holte ich mir zwei Fußmatten von verschiedenen Wohnungstüren weg und ging die Kellertreppe hinunter. Ich legte die Matten unter mich und versuchte, darauf ein wenig zu schlafen, was mir auch für einen kurzen Moment gelang. Die Stunden zogen sich hin. Müdigkeit, Hunger und Kälte waren das Einzige, was ich verspürte. Gegen halb fünf in der Früh verließ ich mein Versteck, um meinen Beinen wieder etwas Bewegung zu gönnen. Die Vögel zwitscherten inzwischen. Wie am Abend zuvor ging ich die Straße auf und ab. Gegen sechs Uhr stellte ich mich vor das Gefängnis.

Gegen sieben Uhr kam ein Beamter raus und fragte mich: „Waren Sie nicht gestern Abend schon hier?“

Ich bejahte und sagte, dass ich auf Gregor W. warten würde, der heute entlassen werden sollte.

Der Beamte bat mich rein. „Kommen Sie mal mit“, sagte er. Ich denke, ich gab einen armen und erbärmlichen Zustand ab.

Der Polizist brachte mir heißen Tee und zwei Brote mit Fleischwurst. Hungrig griff ich zu. Der Beamte erklärte mir, dass, aufgrund meines Zustandes, Gregor früher entlassen würde, als ursprünglich geplant. Also statt um zehn Uhr konnte er schon um acht Uhr gehen. Gregor freute sich riesig, mich zu sehen. Ich fühlte mich, wie seit Langem nicht mehr, sehr glücklich. Zu Fuß gingen wir zum Bahnhof, um mit dem Zug nach Hause zu fahren. Aber das Glück dauerte nicht wirklich lange, denn als wir zu Hause ankamen war ich gleich abgemeldet.

Ein paar Tage später veranstaltete er eine Party und bat mich, solange bei seiner Mutter zu warten, weil es ihm peinlich war, wenn ich in der Wohnung sei. Also ging ich brav rüber zu seiner Mutter, die mich wiederum anstachelte, mir das nicht gefallen zu lassen. Also ging ich nach einer Stunde wieder zurück. Als ich das Wohnzimmer betrat, saß Gregor mit einem Mädchen wild knutschend auf der Couch. Natürlich bekam ich einen

Tobsuchtsanfall, womit die Party beendet war. Ich ging auf die beiden los. Während mich die anderen Gäste versuchten, von dem Pärchen wegzuziehen, nahm Gregor das zum Anlass, mich zu verprügeln. Er trat mir in den Bauch und ins Gesicht. Irgendjemand musste einen Krankenwagen gerufen haben, denn plötzlich standen Sanitäter neben mir, die mich auf eine Trage hoben. Mit Blaulicht ging es ins nächste Krankenhaus. Nach einer kurzen Untersuchung sagte mir die Hebamme, dass ein Kaiserschnitt nötig sei, weil das Kind die Nabelschnur um den Hals hätte. Es war Eile angebracht und bald darauf schoben mich Sanitäter in den Operationssaal. Als ich ein paar Stunden später erwachte, teilte mir die Hebamme mit, dass ich einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hätte. Leider wog er nur 2100 Gramm. Das lag wohl auch daran, dass ich mich während der Schwangerschaft nicht ausreichend ernährt und nur fünf Kilo zugenommen hatte. Das war allerdings meine Theorie. Ich bat die Hebamme, Gregors Mutter anzurufen, um ihr die freudige Nachricht zu übermitteln. Dann schlief ich ein.

Die nächsten Tage hatte ich nicht viel Besuch. Gregor kam ein paar Mal, um seinen Sohn zu

sehen. Wir wollten ihn Christian nennen, wie seinen Neffen. Leider hatte er immer Anhang dabei. Entweder seine jüngeren Brüder oder seine Saufkumpanen. Freunde trugen mir zu, dass sich bei uns zuhause die wildesten Partys abspielten. Mir graute es schon davor, nach Hause zu müssen, aber eines Tages war es soweit.

Alleine bestieg ich das Taxi und fuhr mit meinem Kind nach Hause. Kalter Zigarettenrauch und leere Bierflaschen empfingen mich. Die Unordnung wage ich nicht zu beschreiben. Ich legte den Kleinen erst einmal in sein Bettchen und machte mich ans Aufräumen. Nach dem Kaiserschnitt war das nicht einfach, denn ich war noch zu schwach und mein Kleiner hatte auch bald wieder Hunger. Nach einer Weile kam Gregor und grinste mich an.

„Auch wieder da?“, lautete seine liebevolle Begrüßung. Er warf einen kurzen Blick ins Kinderbettchen und legte sich schlafen. So schlichen die Tage hin. Wir waren arm. Die Babysachen hatte ich teilweise geschenkt bekommen und die Sozialhilfe vertrank Gregor. Ich hatte mir angewöhnt in der Disco O. T. Pokern zu gehen. Dafür hatte ich ein gutes Händchen. Das machte ich meistens wenn der Kleine schlief. Die Jungs dort wussten, dass wir nicht viel Geld hatten und ließen mich

auch meistens gewinnen. Davon kaufte ich das Milchpulver.

Für Pampers war kein Geld da. Die Versorgung des Babys war nicht einfach, weil keiner da war, der mir zeigte, worauf ich achten musste. Eine Nachbarin, Frau T., kam ab und an vorbei und hatte ein Einsehen. Auch passte sie auf mein Baby auf, wenn ich gegenüber in die O. T. Disco ging. Neuerdings kam meine Mutter hin und wieder vorbei. Sie brachte Milchpulver und Gläschen mit, aber dafür musste ich mir ihre Vorwürfe anhören. Meistens zog sie sich noch nicht mal die Jacke aus oder setzte sich auf die Kante eines Stuhls, damit ich bloß nicht übersah, dass sie sich ekelte, bei uns zu sein. Ich war 17 Jahre, was erwartete sie? Eine perfekte Hausfrau und Mutter?

Es dauerte nicht lange, da begann Gregor mich wieder zu verprügeln. Meistens für Nichtigkeiten. Allerdings verpasste er nicht die Gelegenheit, mir zu sagen, ich sei selbst schuld. War ich das nicht irgendwie auch? Als ich in diese Gegend kam, hatten mich die Jungs bewundernd angesehen. Jetzt sahen sie mich mitleidig an. Eine Szene blieb mir besonders schmerzhaft in Erinnerung. Eines Tages, als ich in die Disco der OT ging, kam ich

eine Treppe hoch. Ein Junge, Klaus, saß auf dem Treppengeländer.

Als ich an ihm vorbeiging, sah er in meine Richtung und sagte: „Na Du Assi!“ Ich ging einfach weiter, aber nicht, ohne mich vorher herumzudrehen, weil ich davon überzeugt war, es würde jemand hinter mir gehen, den Klaus angesprochen hatte. Nur da war keiner. Hatte er etwa mich gemeint? Schnurstracks ging ich geradeaus auf die Toilette und sah in den Spiegel. Ich sah aus wie immer. Wieso nannte er mich Assi? Asozial. Ich? Er konnte unmöglich mich meinen. Wusste er nicht, dass ich doch eigentlich nicht hierhin gehörte? Ich war so geschockt und glaube heute, das war der erste Auslöser etwas zu ändern. In der Zwischenzeit hatte aber auch die Wohnungsfürsorge der Siedlung Wind davon bekommen, dass bei uns etwas nicht stimmte. Dort wurde ich am nächsten Tag hinzitiert. Die zuständige Sachbearbeiterin, Frau Krause, erzählte mir, sie sei über unsere Lebensumstände und die Prügeleien informiert und fragte, ob ich nicht eine eigene Wohnung wollte. Klar wollte ich. Sie würde sich drum kümmern, versprach sie.

Am nächsten Tag hatte ich einen Termin bei der Kinderärztin. Die U3. Es war alles in Ordnung. Der Kleine war etwas zart geraten, aber sonst war

alles im grünen Bereich. Beruhigt ging ich wieder nach Hause. Es schien, als würde ich alles richtig machen. Ein paar Tage später stellte ich einen Antrag auf Möbelbeihilfe beim Sozialamt. Ich war glücklich.

Ich bekam eine Wohnung, zwar am anderen Ende der Straße, aber es war meine. Ganz alleine. Zwei Zimmer wurden mir zugeteilt, eine Wohnküche und ein Zimmer, das ich als Schlaf- und Kinderzimmer unterteilen wollte.

Leider kam Gregor mir zuvor. Eines Abends schlug er mich so stark, dass die Polizei kam. Ich glaube es ging darum, dass ich es satt hatte, dass seine Saufkumpane ständig die Bude verräucherten, denn Christian schlief nebenan. Da keine Diele die Zimmer teilte, bekam er den ganzen Krach ja mit. Am nächsten Tag ließ mich Frau Krause zu sich rufen. Mit einem blauen Auge betrat ich ihr Büro. Ohne Umschweife kam sie gleich zur Sache:

„Ich habe gehört, dass es gestern wieder ziemlichem Krach bei Ihnen gab. Daraufhin kam mir folgender Gedanke. Was halten Sie davon, wenn Sie das Kind ein paar Tage weggeben. Solange bis Sie in die Wohnung einziehen können. Sie richten

diese dann ein und anschließend holen Sie den Kleinen zurück.“ Ich war überrascht. Wie kam sie auf die Idee, dass ich das tun würde? Außerdem hörte sich das alles schon so geplant an.

„Wie stellen sie sich das vor?“, fragte ich sie. „Wo soll Christian denn hin?“

Frau Krause überlegte nicht lange. „Sie haben doch einen Bruder. Wollen wir den nicht mal fragen, ob er ihn nehmen würde?“

„Ich weiß nicht.“

„Also da wo er jetzt ist, kann er nicht bleiben, das muss Ihnen klar sein. Dann müsste ich das Jugendamt einschalten, denn in diesen Verhältnissen ... Und es soll doch nur ein paar Tage sein.“

Ich ließ mich überzeugen. Ein paar Tage! So könnte ich in Ruhe umziehen und brauchte keinen fürs Baby. Ich musste noch das Kinderzimmer streichen und die Farbdämpfe würden dem Baby, das grade mal sechs Wochen alt war, bestimmt schaden. Mein Bruder wohnte mit seiner Frau und seiner fast vier Jahre alten Tochter in einem hübschen Reihenhaus in einer fast bäuerlichen Gegend Kölns. Da wäre mein Sohn bestimmt gut aufgehoben. Nicht ganz glücklich aber einsichtig fragte ich:

„Würde meine Schwägerin das denn tun?“

Frau Krause griff zum Telefon. „Rufen wir sie an!“

Nach einem kurzen Wortwechsel nickte Frau Krause mir zu und legte auf.

„Gehen Sie das Kind holen. Ihre Schwägerin und Ihr Bruder sind unterwegs. Und bedenken Sie“, sagte sie und sah mich dabei eindringlich an, „Sie haben die richtige Entscheidung getroffen!“

Ich erhob mich und ging nach Hause. Ich nahm mein Kind, den Kinderwagen und ein paar Anzihsachen. Es sollten ja nur ein paar Tage sein. Schweren Herzens machte ich mich auf den Weg zurück zu Frau Krause. Ich war noch nicht ganz da, als meine Schwägerin mit meinem Bruder durch die Tür kam. Sie begrüßten Frau Krause und meine Schwägerin nahm mir sofort mein Kind aus dem Arm.

„Du Schwein“, zischte sie mir zu. Ich sah meinen Bruder an, der mir ebenfalls einen bösen Blick zuwarf. Jetzt verstand ich gar nichts mehr. Wieso waren sie jetzt sauer? Ich dachte das wäre eine gute Entscheidung? Viel Zeit zum Denken ließen sie mir aber auch nicht, denn beide waren gleich wieder weg. Traurig ging ich nach Hause. Den leeren Kinderwagen stellte ich im Schlafzimmer ab. Gregor nahm nicht zur Kenntnis, dass sein Sohn nicht mehr da war.

Irgendwann am Abend fragte er nach ihm und die Tatsache, dass der Kleine für ein paar Tage bei meinem Bruder war, schien ihn nur halbherzig zu berühren.

Ein paar Tage später zog ich um. Zuerst strich ich mit meiner Freundin Silvia das Kinderzimmer in einem fröhlichen Blau für Christian und meine Seite weiß. Mit einem Schrank teilten wir das Zimmer. Ein Kinderbett kam in die Ecke, die Stofftiere auf ein Regal. Ehe ich den Kleiderschrank füllen konnte, stand meine Mutter in der Tür. Ohne Umschweife begann Sie:

„Möchtest Du den Kleinen nicht bei Deinem Bruder lassen? Ihm geht es dort so gut, dein Bruder hat ein Haus und einen Garten. So was kannst Du ihm gar nicht bieten.“

„Nein“, sagte ich, „ich will Christian wiederhaben. Wie kommst Du auf so eine Idee?“

„Sieh mal“, sagte meine Mutter, „hier hat das Kind gar nichts. Sei doch nicht so egoistisch. Denk doch nicht nur an Dich“, drängte sie mich.

„Doch, das Kind hat mich, seine Mutter.“ Für mich war das Thema hiermit beendet. Meine Mutter ging, aber nur, um am nächsten Tag wiederzukommen. So oft habe ich sie in der ganzen Zeit meiner Schwangerschaft nicht gesehen. Wieder

bat sie mich eindringlich, ich solle es mir überlegen.

Als ich keine Antwort gab, fragte sie, ob es denn ok wäre, wenn er noch eine Woche dort bliebe. Es sei jetzt eh Schützenfest und so könne ich dort hingehen. Ich überlegte kurz. Ein paar Tage mehr würden ja nicht schaden. So konnte ich hier noch alles herrichten und dann würde ich zum Schützenfest gehen. Aber am Montag wollte ich dann mein Kind zurück.

Am Montag danach fuhr ich zu meiner Schwägerin, um Christian abzuholen. Inzwischen waren schon ein paar Wochen vergangen. Christian hatte sich wirklich gut entwickelt. Richtig wonnig sah er aus. Während ich ihn mir ansah, redete meine Mutter, die natürlich nicht verpasst hatte anwesend zu sein, und meine Schwägerin auf mich ein. Ich solle mir den Kleinen doch mal ansehen wie gut und gesund er aussähe. In der Tat, rosig lag er da. Er hatte ganz feine Sachen an, die extra für ihn gekauft worden waren. Auch ein neues Kinderbett hatte er bekommen. Nach einer halben Stunde Gehirnwäsche, was bei einer gerade mal 18jährigen nicht schwer war, sagte ich zu, dass er eine weitere Woche dort bleiben könne. Aber dann wollte ich ihn definitiv abholen.

Ein paar Tage später kam meine Mutter in meine Wohnung. Wieder versuchte sie mich zu überreden, das Kind dort zu lassen. Als ich nicht darauf einging, sagte sie mir klipp und klar: „Also wenn Du mich brauchst, werde ich nicht für Dich da sein. Ich werde Dir in keinsten Weise helfen. So einen Egoismus, so eine Rabenmutter unterstütze ich nicht!“

Ich war bestürzt. Nicht dass ich Hilfe erwartet hätte. Ich war eher enttäuscht, wie sehr sie sich dafür einsetzte, dass mir das Kind genommen würde. Wenn sie sich so eingesetzt hätte, mir beizustehen, das hätte mir viel eher geholfen. Ich hatte zwar kein Haus, keinen Mercedes und keine Rolex, aber ich war doch die Mutter. Zählte das gar nicht?

Wütend ging meine Mutter, und ließ mich verstört zurück. War es richtig, was ich machte? Ich erinnerte mich, als ich meiner Mutter sagte, dass ich schwanger sei, da kam die ganze Familie zusammen. Da saßen sie alle im Wohnzimmer und berieten sich, was jetzt zu tun sei. Ich saß auf dem Kohleofen in der Ecke und beobachtete die Meute. Mich nahm man gar nicht zur Kenntnis, ich wurde nicht gefragt. Als sie dann beschlossen, dass es das Beste wäre, wenn ich abtrieb, da setzte ich meinen

Kopf durch und sagte „Nein!“ Hätten sie mich in dieses Gespräch mit einbezogen, wäre es vielleicht anders gelaufen. Wer weiß. Aber diesmal war es anders. Hier mussten sie mich fragen und jetzt stand ich da.

Und nun hielt mir meine Mutter vor, eine Rabenmutter zu sein, wenn ich mein Kind behielt. Ich war total verunsichert und wusste nicht, wen ich um Rat fragen sollte. Ich fühlte mich von Gott und aller Welt verlassen. Es sah fast so aus, als würde ich meine Familie verlieren, wenn ich mich weiterhin dagegen stellte. Dann wäre ich ganz alleine. Gerüchte kursierten, ich hätte mein Kind verhungern lassen, und meine Schwägerin hätte es mit der Polizei aus meiner Wohnung rausholen lassen. Ein anderes Mal hörte ich, ich hätte den Kleinen aus dem Fenster schmeißen wollen. Wohl im Delirium, als ich noch bei Gregor wohnte, und die Fürsorge hätte ihn retten müssen.

Außerdem hätte er einen ganz schlimmen Ausschlag gehabt und wäre unterernährt gewesen. Mir kam gar nicht in den Sinn, dass das Rufmord war, denn da war nichts dran. Außerdem war ich kurz vorher noch bei der U3 gewesen. Der Kinderärztin wäre so etwas doch aufgefallen. Aber ich war einfach noch zu unerfahren, um mich zu

wehren. Wenn ich zum Tennisklub meines Vaters fuhr, sahen mich die Leute schon von der Seite an und ich hatte immer das Gefühl, dass ich in der Erklärungspflicht sei. Ich, die Böse. Meine Schwägerin, die Retterin. Wie es mir ging, fragte keiner.

Als sie mich genug weich geklopft hatten, sagte ich zu, dass Christian bei ihnen bleiben konnte. Nur zur Pflege. Gleichzeitig bestand meine Bedingung darin, dass ich ihn sehen konnte, wann immer ich wollte. Meine Mutter und meine Schwägerin sagten mir alles zu und schienen sehr erleichtert. Ich dagegen verlor den Boden unter den Füßen und verkaufte nach und nach meine Möbel.

Was sollte ich noch damit? Bis auf ein Bett blieb mir gar nichts. Meine Kleider lagerten auf dem Boden, und als das Bett auch nicht mehr da war, schlief ich auf dem Boden und deckte mich mit den Kleidern zu. Ich verlor völlig den Halt, bis mich ein alter Freund aus dem Partykeller darauf aufmerksam machte, dass das eigentlich nicht ich sei. Ich sei nicht asozial.

Zur gleichen Zeit, als ich nichts mehr besaß und den Halt meiner Familie am dringendsten nötig hatte, sagte meine Schwägerin mir, dass für sie

eine Pflege nicht infrage käme. Adoption oder gar nichts.

Wieder wurde ich belagert. Sie versäumten natürlich nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, dass mein Kind nicht in eine leere Wohnung kommen durfte. Ich besaß ja noch nicht mal mehr ein Kinderbett. Das leuchtete mir ein. Ich gab mich geschlagen. Christian war inzwischen fast ein Jahr alt. Er sah gut aus, das ließ sich nicht leugnen. Gut gepflegt, mit kostspieliger Kleidung, ein rund rum zufriedenes Kind. Mir kamen die Tränen. So etwas konnte ich ihm natürlich nicht bieten.

Meine Mutter und meine Schwägerin sagten mir, dass ich ihn jederzeit sehen könne, dass sich nichts, absolut nichts ändern würde. Ich hing auch unglaublich an meiner kleinen Nichte. Sie nicht mehr sehen zu können, wäre für mich genauso schrecklich gewesen.

Ein paar Monate später mussten wir zu einer Jugendbehörde, die sich um Adoptionen kümmerte. Die für uns zuständige Mitarbeiterin Frau Hahn betonte, dass sie eigentlich gegen Adoptionen innerhalb der Familie wäre, da sie damit schlechte Erfahrungen gemacht habe. Meine Schwägerin versicherte, dass das bei uns absolut nicht der Fall